Marktakteure und -beziehungen ohne "Markt"? : Frühneuzeitliches Handeln und Aushandeln im Licht ökonomischer Theorien

Autor(en): **Schläppi, Daniel**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialgeschichte = Société Suisse d'Histoire Economique et Sociale**

Band (Jahr): **26 (2011)**

PDF erstellt am: **26.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-871786

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Daniel Schläppi

Marktakteure und -beziehungen ohne «Markt»?

Frühneuzeitliches Handeln und Aushandeln im Licht ökonomischer Theorien

Das Verständnis von Marktphänomenen bedarf adäquater Theorien

Eine epochale Unterscheidung in vormoderne Kontrollwirtschaft («regulierte Märkte», «Zünfte als Kartelle») einerseits, modernen Kapitalismus («freier Markt») andererseits ist nicht haltbar. Schon seit dem Spätmittelalter häufte privates Unternehmertum immense Vermögen auf. Umwerfende Innovationen machten ihre Promotoren reich. Es wurde globaler Handel getrieben, an der Börse spekuliert und falliert. Umgekehrt werden auch im 21. Jahrhundert die Preise von Gütern der Grundversorgung politisch gesteuert.[1] Immer noch verständigen sich marktmächtige Konzerne untereinander über eine gemeinsame Preispolitik, um trotz stagnierenden Umsätzen ihre Gewinnmargen hoch zu halten. Kartelle der Gegenwart verhalten sich mitunter noch rigider, als es die ältere Forschung dem Zunftwesen unterstellt hat.[2]

Erwerbsorientiertes Wirtschaften, das heisst Arbeit oder Güterlieferung nur bei garantierter Gegenleistung, riskantes Investieren, vorteilhafte Tauschgeschäfte, ist ein humanes Grundverhalten, unabhängig von der Epoche. Die Wechselwirkung von Angebot und Nachfrage am «Markt» hat dabei zwar unbestritten Einfluss auf die Preisbildung, ist in einem per se mehrdimensionalen Handlungsfeld aber bloss ein Faktor unter vielen. Deshalb ist es die Aufgabe einer zeitgemässen Wirtschaftsgeschichte, möglichst viele und namentlich die kulturellen Aspekte menschlichen Wirtschaftens in ihre Untersuchungen einzubeziehen.

Der «Markt» ist kein Agens der Geschichte. «Märkte» sind vielmehr Nebenprodukte menschlicher Entscheidungen, Handlungen, Wertehaltungen, Abhängigkeiten sowie ökonomischer beziehungsweise politischer Macht und Ohnmacht. Deshalb reden Joseph Ehmer und Reinhold Reith nicht vom Markt «im Sinn der neoklassischen Theorie», sondern im Plural von Märkten, «die von den verschiedensten Interessengruppen beeinflusst, reguliert und beschränkt wurden, und die eine starke soziale und kulturelle Dimension aufwiesen».[3] Ute Daniel hat ihrerseits eine «Kulturgeschichte des Marktes» angeregt, aus der «man etwas darüber lernen kann, was

Marktbeziehungen für die Menschen bedeutet haben, wie sie in ihnen (oder gegen sie) agiert haben».[4]
Wenn wir produktiv über «regulierte Märkte» nachdenken sollen, sind zusätzlich zu «Kultur» auch noch «Struktur» und «Politik» in die Analyse einzubeziehen. Nur eine dergestalt konzipierte Begrifflichkeit ist geeignet, will man adäquat über wirtschaftliche Transaktionen oder Handel reflektieren. Märkte waren (und sind) Schnittstellen, an denen die Interessen von Produzierenden und Nachfragenden in Form sozialer und ökonomischer Interaktion für die historischen Subjekte in ihrer existentiellen Dimension und Unentrinnbarkeit erlebt und verhandelt wurden (und werden).[5]
Als Sozialwissenschafter sind wir bei der Beschäftigung mit einem komplexen Phänomen wie dem menschlichen Wirtschaften auf theoretische Konzepte angewiesen. Theorien dienen dazu, die Komplexität der erfahrbaren Realität auf fass- und beschreibbare Kategorien zu reduzieren. Es erstaunt deshalb nicht, dass gerade die Wirtschaftsgeschichte unterschiedlicher Prägung auf teilweise kontradiktorische Theorieangebote abgestellt hat. Das heisst nicht, dass die von den jeweiligen ökonomischen Theorien gestützten Paradigmen falsch sind, weil sie sich formallogisch ausschliessen. Vielmehr ist davon auszugehen, dass Erkenntnisse, die sich exklusiv auf eine einzige Theorie beziehen, a priori nur partiell richtig sein können. Jede Theorie betrachtet die Realität von ihrer eigenen Augenhöhe aus, blendet bestimmte Dinge ein beziehungsweise aus und setzt sich so ungewollt, aber zwangsläufig ihre eigenen Grenzen und Erkenntnishorizonte. Die einen Modelle haben nur die Eigengesetzlichkeit von Produktion oder Konsum vor Augen. Andere sind an sozialen Interaktionen interessiert oder nehmen die Gesellschaft als Ganze in den Blick, fokussieren auf ein spezifisches Menschenbild oder befassen sich nur mit Strukturen oder nur mit Mentalitäten und Wertehaltungen.
Im Wissen um diese Problematik konzipierte ich im Frühling 2008 einen universitären Methodenkurs, der die kritische Anwendung und Reflexion einschlägiger Theoreme bezweckte, die in den letzten Jahrzehnten die gängigen Interpretationen des historischen Wirtschaftsgeschehens geprägt hatten.[6] Am Beispiel des Fleischgewerbes, eines wichtigen Zweigs der frühneuzeitlichen Nahrungsmittelversorgung, wird deutlich, dass die Beschränkung auf eine einzelne Theorie dem Facettenreichtum ökonomischen Handelns nicht gerecht zu werden vermag.

Akteure, Interessen und Interdependenzen in der Berner Fleischversorgung des 17. und 18. Jahrhunderts

Die folgenden Ausführungen beruhen auf einer eingehenden Beschäftigung mit dem Fleischgewerbe und bieten eine Synthese vieler Einzelbeobachtungen.[7] Dabei orientiere ich mich an der erkenntnisleitenden Frage, welcher Natur die tragenden

ökonomischen, sozialen und politischen Beziehungen waren und von welchen Akteuren beziehungsweise strukturellen Gegebenheiten sie allenfalls reguliert wurden. Die Beschreibung der empirischen Befunde in diesem Kapitel hält sich auf einer allgemeinen Ebene und verzichtet auf Details und konkrete Einzelbeispiele. Zur inhaltlichen Verbindung mit den später folgenden Ausführungen über die Anwendbarkeit theoretischer Konzepte werden in Klammerbemerkungen jeweils die Urheber der fraglichen Theorien genannt.

1. Das Fleischgeschäft war geprägt von vielfältigen Beziehungen und Interaktionen, die über die Vermarktung der Erzeugnisse im engeren Sinn hinaus technische Wechselwirkungen, ökonomische Abhängigkeiten und soziale Konflikte evozierten.[8] Widersprüchliche Interessen setzten dieses fragile Geflecht unter Spannung. Entscheidend daran war, dass unterschiedliche Akteure permanent Leistungen und vielfältige Sorten von Kapitalen untereinander austauschten und so in konkreter, materieller Interdependenz standen (Luhmann/Zahlungen, Bourdieu). Innerhalb dieses komplexen Systems profitierte das konzessionierte Gewerbe von Sonderbefugnissen und Dienstleistungen, die ihm der Rat im Namen der Gemeinde gewährte. Für diese Privilegien erwartete die städtische Bürgerschaft konkrete Gegenleistungen: nämlich die gesicherte Versorgung des städtischen Marktes mit den Ansprüchen der Konsumentenschaft genügender und den Bedarf deckender Ware, wozu sich die zünftigen Metzger per Gelübde verpflichteten (Thompson, Blickle).

2. Innerhalb der zünftig organisierten Metzgerschaft gab es Konkurrenz zwischen unterschiedlich wohlhabenden Mitgliedern. Nicht alle Meister verfügten über gleich gute Marktzugänge, Handelsbeziehungen und Möglichkeiten der Ressourcenbewirtschaftung (zum Beispiel bezüglich des Perimeters der Kontakte zu Zulieferern, der Manipulation des Angebotes über Lagerbestände und über finanzielle Reserven, die wochenlanges Horten der Ware erlaubten). Folglich erschlossen sich findige Meister eigene «Marktnischen» wie die Störmetzgerei oder den Werkzeugverleih. Widersprüchliche Interessen aufgrund interner Sozialstratifizierung zogen Klagen und einen akuten Vollzugsnotstand zunftinterner Vorschriften nach sich, wie immer wieder neu erlassene Ermahnungen dokumentieren (Weber, Ostrom, Blickle).

3. Wirte schlachteten für ihren Betrieb autonom. Immer wieder wurde darüber gestritten, wie hoch denn ihr Eigenbedarf sein dürfe. Ausserdem betätigten sich viele Kleinanbieter aus der nahen und entfernten Umgebung in einem grauen Markt vor den Stadtmauern und an klandestinen Schlachtstätten in städtischen Patrizierhäusern (Tschajanow, Medick, Groh, Sombart). Die Metzger versuchten diesen Schleichhandel mit Kontrollen und Verfolgung zu unterbinden. In Zeiten schlechter Versorgung oder von Konflikten mit der zünftigen Metzgerschaft tolerierte die Obrigkeit diesen Graumarkt ostentativ oder drohte den Konzessionierten gar mit der Öffnung des städtischen Marktes (Weber, Ostrom).

4. Die Konsumenten nahmen durch ihr Kaufverhalten und ihre gegen die konzessio-

nierten Anbieter eingereichten Beschwerden ihrerseits Einfluss auf die obrigkeitliche Marktpolitik. Aufgrund ihres legitimationsgefährdenden Potentials fand die städtische Bürgerschaft das Gehör der Regierenden, die als gute Konsumenten selber an Qualitätsware zu günstigen Preisen interessiert waren (Blickle, Thompson, Luhmann/ Vertrauen, Fanselow, De Waal).

5. Die Stadt Bern verfügte über ein ausgedehntes, agrarisch geprägtes Territorium. In einigen Untertanengebieten bildeten Viehzucht und Viehhandel Eckpfeiler des Bauernstandes und damit der regionalen Wirtschaft (Birkhölzer, Knupp, Schmitz). Im Sinn eines territorialwirtschaftlich nachhaltigen Regiments berücksichtigte die Politik die Interessen unterschiedlicher Akteure (städtische und ländliche Produzenten, Zulieferer und Konsumentenschaft) und fokussierte nicht ausschliesslich auf die Begehren gewerblicher Privilegienverbände (Foucault).

6. Weil das beschriebene Gefüge so vielschichtig war, taugte obrigkeitlicher Interventionismus – sei es im Sinne kruder Marktregulation (das heisst einseitiger Protektion einzelner Gruppen), sei es in Form völliger Freisetzung der Marktkräfte – als Steuerungsinstrument nicht. In der Regel verfolgte die Regierung eine ambivalente Wirtschaftspolitik, die den Interessen möglichst vieler Marktakteure entgegenkommen sollte. Diese Strategie hielt das System in Balance, verlangte aber allen Parteien Verzichtleistungen ab. Im konkreten Interessenkonflikt lief die Summe der Umstände auf das Abwägen und Aushandeln im Spannungsfeld ökonomischer Zielsetzungen und sozialer Normen hinaus (Thompson).

7. Trotz dem Vorurteil der Marktfeindlichkeit, das immer noch über dem Zeitalter der Zünfte schwebt, verstanden die Zeitgenossen durchaus, dass es den einseitig zu ihrem alleinigen Vorteil abgeschlossenen «Markt» realiter nicht geben konnte. Und sie scheinen eingesehen zu haben, dass Verhandlungsbereitschaft zur Wahrung von Partikularinteressen das probatere Mittel darstellte als auf Gewinninteressen und Privilegien zu beharren, die auf Dauer gegen andere Marktakteure nicht durchzusetzen waren (Blickle, Thompson).

Ein zweidimensionaler Ansatz – hier zünftiges Kartell, der vormoderne, «regulierte Markt», da der moderne, «freie Markt» – greift angesichts dieser komplizierten, im Spannungsfeld von Protektion und Marktwirtschaft oszillierenden Realität zu kurz. Genau deshalb verspricht das skizzierte Fallbeispiel interessante Rückschlüsse auf den Stellenwert des «Marktes» in der vormodernen Ökonomie. Um diesbezüglich zu überzeugenden Interpretationen zu kommen, muss es aber auf allgemeiner Ebene reflektiert und kontextualisiert werden. Im zweiten Teil dieses Beitrags werden einige Aspekte des Nahrungsmittelgewerbes im Licht einiger einschlägiger Theorieangebote betrachtet, die in den vergangenen Jahrzehnten als Forschungsparadigmen Karriere gemacht haben. Im Verbund angewendet, liefern die teilweise widersprüchlichen Theorien differenzierte Erklärungsansätze dafür, warum Marktmechanismen im einen Fall spielten, im andern aber versagten.

Subsistenzwirtschaft – Ökonomie zwischen Reservebildung und Verknappung

Im Hintergrund des dualistischen Modells einer vormodernen und einer modernen Wirtschaft steht die Unterstellung, dass erst der im 18. Jahrhundert stattfindende «economic turn» sozioökonomischer Denkweisen den «Homo oeconomicus», der immer schon im Menschen geschlummert habe, grossräumig freigesetzt und damit die Voraussetzungen für eine dynamische Wirtschaft und den Triumph des wirtschaftlich autonomen Individuums geschaffen habe. Diese Sichtweise ist insofern zu relativieren, als es sich bei ihr um das zentrale ideologische Versatzstück jener epochalen Erzählung handelt, die dem Bürgertum seit seinem Sturm auf die Bastionen der Hegemonie zur Begründung und Legitimation seiner ökonomischen und gesellschaftlichen Vorrangstellung gedient hat.

In Tat und Wahrheit bringen sich aber auch im Zeitalter der Globalisierung immer noch sehr viele Menschen auf diesem Planeten mit zu viel oder zu wenig Arbeit mehr schlecht als recht durch, leben also in einer «vormodernen» Subsistenz- oder Mangelgesellschaft. Verzicht auf nicht unbedingt benötigtes Einkommen beziehungsweise der Zwang zu multiplen Erwerbsstrategien zur Deckung des Minimalbedarfs lassen sich anhand der Konzepte «Subsistenzwirtschaft» und «Mussepräferenz» reflektieren. Richtungweisend in diesem Feld sind die Untersuchungen von *Alexander Tschajanow*.[9] Er formulierte seine Theorien als Alternativen zum «modernen Manchestertum» und postulierte stattdessen, für jeden «volkswirtschaftlichen Typ» sei «ein seiner Eigenart entsprechendes ökonomisches System aufzustellen». Auf der Folie der russischen und historischen Verhältnisse befasste er sich vorrangig mit der «(lohnfreien) Familienwirtschaft», in der vollkommen andere Rentabilitätskriterien gelten als im kapitalistischen Wirtschaftssystem.[10]

Tschajanows Arbeiten sind vielschichtig und komplex, sodass an dieser Stelle nur auf einige Kernaussagen eingegangen wird.[11] Diese tragen viel zum Verständnis der ökonomischen Strategien frühneuzeitlicher Menschen bei. So ist für die Familienwirtschaft die «Elastizität der Bedürfnisse» charakteristisch. Diese bewegt sich in Relation zum «Arbeitsertrag» – sprich: dem «Wertzuwachs an Sachgütern, welchen die wirtschaftende Familie in einem Jahre ihrer Arbeit erarbeitet hat».[12] Während bei gedeckten Bedürfnissen «nur ein sehr hoher Arbeitsertrag den Bauern zur Übernahme weiterer Arbeiten zu bewegen» vermag, treiben «die nichtbefriedigten Bedürfnisse die wirtschaftende Familie aufs stärkste zur Mehrarbeit an».[13]

Der Druck nicht gedeckter Bedürfnisse erklärt das Verhalten von Kleinstanbietern, die zum Verkauf eines einzigen Kleintieres Wegstrecken von über 40 Kilometern in Kauf nahmen, obwohl sie keine verlässliche Kenntnis der aktuellen Nachfrage hatten. Sie hofften einfach auf einen höheren Ertrag, als sie ihn auf den herkömmlichen dörflichen Absatzkanälen realisieren konnten. Und weil sie diesen Gewinn auf keinen Fall mit einem Händler teilen wollten, nahmen sie sogar rechtliche Sanktionen

oder die Pfändung ihrer Ware durch die zünftigen Metzger, die für ihre Brutalität im Umgang mit den sogenannten Stümplern berüchtigt waren, in Kauf. Bedenkt man zudem, dass die erhofften Einnahmen durch unkalkulierbare Transaktionskosten, unerwartete Umstände und ungewisse Preise sich in nichts auflösen konnten, so handelte es sich bei den Kleinstanbietern, die über weite Strecken agierten, eher um Verzweiflungstäter in Not als um langfristig kalkulierende Kaufleute. Ihnen ging es weniger um «Gewinnmaximierung» als um die Überbrückung eines materiellen Engpasses.[14] Als Indizien für die profunde Verankerung von Subsistenzkategorien können auch die der Nachfrage angepassten Schlachtkontingente angesehen werden, welche die städtischen Metzger einzuhalten hatten. Solche teilweise von der Obrigkeit, teilweise von den Berufskorporationen selbst verhängten Marktbeschränkungen künden von der verbreiteten Auffassung, dass persönliche Gewinninteressen einzelner Gewerbetreibender dem Ziel ausreichender Versorgung zu anständigen Preisen untergeordnet wurden. In die gleiche Richtung zielte der Grundsatz, dass Wirte, die in Eigenregie schlachteten, nur für ihren Eigenbedarf, nicht aber für den lukrativen Handel produzieren durften.[15]

Der Wirtschaftsmodus der Bedarfsdeckung ist gleichermassen anthropologisch wie strukturell bedingt, etwa durch Besitzverhältnisse, Startchancen und Lohnniveau. Wichtig aber: Er schliesst makroökonomisches Wachstum, wie es in der industriellen Revolution stattgefunden hat, nicht aus. Er ist vielmehr dessen Treibstoff. Dann nämlich, wenn Leute aufgrund wirtschaftlicher Engpässe zu Marktakteuren werden, die wegen der unkalkulierbaren Risiken des Handels normalerweise nicht als Selbstvermarkter in Erscheinung treten würden.

Auf mögliche makroökonomische Implikationen von auf Subsistenzwirtschaft beruhenden Ökonomien hat *Hans Medick* hingewiesen. Er erklärt den kapitalistischen Take-off moderner Industriegesellschaften auf der Folie von Tschajanows Konzepten. Entscheidend war demnach, dass in der lohnfreien Familienwirtschaft eine Fülle von Leistungen in den Produktionskosten nicht aufgerechnet wird. Diesen Mechanismus verdeutlichen das ländliche Familiengewerbe und das protoindustrielle Heimwerkertum, die dauernd Gefahr liefen, unter dem Subsistenzniveau zu produzieren. Vom immanenten Strukturproblem chronischer Billig- beziehungsweise Gratisarbeit profitierte das Handels- und Verlagskapital. Die Familienwirtschaft war die «interne Triebkraft im Expansionsprozess der Proto-Industrialisierung, gerade weil sie ‹subjektiv› den Normen und Verhaltensweisen der traditionellen familiären Subsistenzökonomie verhaftet blieb», so die Einschätzung von Medick.[16]

Im Metzgermilieu leisteten die zahlreichen «Expectanten» Arbeit unter Subsistenzniveau. Es waren dies vollständig ausgebildete Metzger, die manchmal jahrelang auf eine Meisterstelle – sprich: auf ein auskömmliches Dasein – warteten, obwohl viele von ihnen schon Familie hatten. Die Meisterschaft war der Auffassung, Anwärter auf Meisterstellen hätten zu allen Zeiten geheiratet und Kinder gezeugt,

bevor sie in Besitz einer eigenen Schlachtbank gelangt seien, und sie hätten sich dennoch irgendwie durchgebracht. So könnten sie etwa für Meisterwitwen oder für andere Meister arbeiten oder sich mit «Schwein mezgen und Kuttlen» – notabene zwei randständigen, wenig einträglichen und deshalb kaum begehrten Zweigen des Gewerbes – behelfen. Einen legitimen Anspruch auf eine Meisterstelle gab es nicht. Frei gewordene Stellen vergab die Meisterschaft und hielt sich dabei nicht immer an die Rangfolge. In den 1770er-Jahren standen 26 bereits auf Lebzeiten besetzten Meisterstellen 20 «Expectanten» gegenüber. Um ja keinen Rechtsanspruch auf Promotion zu etablieren, wehrte sich die Meisterschaft jahrzehntelang erfolgreich gegen die von der Obrigkeit gewünschte Einführung einer formalisierten Meisterprüfung beziehungsweise eines Meisterstücks.[17] Dies machte die Besetzung der festgeschriebenen Zahl von Meisterstellen zum Herd brisanter Konflikte. Auch der Usus, dass Metzgerwitwen den Betrieb des Gatten weiterführen durften, war Quelle permanenter Unruhe.

Auf anthropologische Forschungsarbeiten abstellend und in mikroökonomische Richtung zielend, hat sich *Dieter Groh* mit dem Ressourcenmanagement von Subsistenzökonomien befasst.[18] Überschaubare, korporativ organisierte Produktions- und Konsumptionsgemeinschaften (zum Beispiel Nomadenstämme) verzichteten demnach auf kurzfristige Gewinnoptionen, um die ihnen zur Verfügung stehenden Ressourcen langfristig zu schonen. In Anbetracht einer limitierten Ressourcenbasis trat dabei die Sicherung des Vorhandenen durch die aktive Beschneidung merkantiler Aktionsräume in den Vordergrund. Bestens in diese Logik passt die im Metzgergewerbe sukzessive erfolgte Reduktion der Meisterstellen von 36 (bis 1693/94) auf 26 (ab 1770) oder die systematische Schonung der Korporationskasse als Ausdruck einer haushälterischen Kultur der Finanzbewirtschaftung.[19]

Subsistenzwirtschaftliche Überlebensstrategien – und auf solche waren breite Teile der erwerbsfähigen Bevölkerung in der Frühen Neuzeit notgedrungen zurückgeworfen – laufen den Erwartungen an ein für die gewinnorientierte Marktwirtschaft taugliches Verhalten vordergründig entgegen. Gerade deshalb ist vor dem Hintergrund der Frage nach der Funktionsweise vormoderner Märkte auf ihr dynamisches Potential hinzuweisen: Sie gaben einerseits den strukturellen Untergrund zu jener Kapitalallokation ab, auf der frühkapitalistische Investoren ihre Renditen optimierten. Andererseits zwangen sie Kleinstproduzenten dazu, in Notlagen als autonome Marktakteure aufzutreten. Per Saldo dynamisierte die subsistenzwirtschaftliche Mikroökonomie so das Marktgeschehen.

Condition humaine – korporatives Wirtschaften und individuelle Sicherheitsbedürfnisse

Mit Bezug auf Heinz-Gerhard Haupt kann man sich fragen, wie es zu erklären sei, dass Zünfte jahrhundertelang die europäische Gesellschaft geprägt haben, wenn sie für die ökonomische Entwicklung doch so schlecht gewesen sein sollen.[20] Ein theoretischer Anhaltspunkt dazu findet sich bei *Max Weber*, der die korporative Tendenz der Frühen Neuzeit, aber auch für die Moderne charakteristische Phänomene der Kartellbildung auf einen anthropologischen Nenner herunterbricht. In *Wirtschaft und Gesellschaft* schreibt Weber beiläufig und entsprechend selten zitiert: «Vergemeinschaftungen haben ihrer ganz überwiegenden Mehrzahl nach irgendwelche Beziehungen zur Wirtschaft.» Von Wirtschaft redet Weber dann, wenn «einem Bedürfnis oder einem Komplex solcher, ein, im Vergleich dazu, nach der Schätzung des Handelnden, knapper Vorrat von Mitteln und möglichen Handlungen zu seiner Deckung gegenübersteht und dieser Sachverhalt Ursache eines spezifisch mit ihm rechnenden Verhaltens wird».[21] Zwischen «Wirtschaft» und der sozialen Formierung kooperierender beziehungsweise geschlossener Gemeinschaften – aus den weiteren Ausführungen Webers geht hervor, dass er darunter keineswegs nur Zünfte versteht – besteht ein unauflöslicher Konnex. Wo Konkurrenz um Ressourcen und Gewinnoptionen besteht, organisieren sich Menschen in Gruppen, um sich bestmögliche Chancen auf optimales Fortkommen zu sichern. Dass sich diese Personenverbände zum Zweck monopolistischer Verteilung der vorhandenen Ressourcen nach aussen abriegeln, begründet sich aus der menschlichen Natur.

Mit unterschiedlichem Erfolg versuchte auch das zünftig organisierte Schlachtgewerbe seine ökonomischen Privilegien zu schützen und gegen Übergriffe zu verteidigen. So erstritten sich die Berner Metzger 1675 ein generelles Zugrecht (Vorkaufsrecht) gegen «alle frembde metzger, so nit Eidtgenoßen, auch frömbde und innere fürkäüffer».[22] Um Kleinproduzenten aus dem Umland von der städtischen Kundschaft fernzuhalten, patroullierten nächtens periodisch kleine Metzgertrupps durch die stadtnahen Wälder oder legten sich bei den wichtigsten Aareübergängen auf die Lauer, um Stümpler dingfest zu machen und ihre Ware zu pfänden.[23] Doch nicht nur gegen aussen, selbst unter den eigenen Leuten waren Abriegelungstendenzen zu beobachten. So bildeten Meister untereinander exklusive «Gmeindschafften», deren Angehörige intensiv miteinander kooperierten und sich zwecks Ertragsverbesserung in Kosten und Gewinne teilten.[24]

Auf systemrelevante Modi der Kooperation zielen auch die Forschungsansätze von *Elinor Ostrom*, die in der Forschung lange Zeit nur marginale Beachtung gefunden haben. Das dürfte sich mit der Verleihung des Wirtschaftsnobelpreises an Ostrom im Herbst 2009 ändern – nach meiner persönlichen Auffassung völlig zu Recht.[25]

Ostrom untersucht, wie kollektiv gemanagte Nutzungssysteme («common-pool resources») nachhaltig funktionieren können. In ihren Erklärungsangeboten erfolgreichen Wirtschaftens unter genossenschaftlichen Vorzeichen bemüht Ostrom anthropologische Argumente nur am Rand. Vielmehr kommt in intakten korporativen Wirtschaftsformen – will meinen, dass sich Gruppen von voneinander abhängigen Akteuren zur Erzielung langfristiger Vorteile selbst organisieren und verwalten – eine fundamentale Zweckrationalität zum Tragen. Für derartige Organisationen ist nach Ostrom entscheidend, dass die Beteiligten «eine gemeinsame Vergangenheit» haben und «für sich eine gemeinsame Zukunft» erwarten.[26] Dies erklärt beispielsweise die eminente Bedeutung, die altem Herkommen und historisch legitimiertem Gewohnheitsrecht in der politischen Sprache aller korporativ organisierten Personenverbände innewohnt.

Weil Mitglieder korporativer Institutionen in der Frühen Neuzeit davon ausgingen, dass ökonomische Privilegien den eigenen Nachkommen vererbt würden, bestand ein expliziter Anreiz zu langfristigen Investitionen und zur Schonung der Ressourcen. Nicht zuletzt aufgrund der Langzeitperspektive und der Wirkungsmacht der kollektiven Erinnerung haben die Angehörigen korporativer Verbände einen «Ruf als verlässliche Mitglieder der Gemeinschaft» zu wahren. Den Rahmen für korrektes individuelles Verhalten stecken sogenannte Arbeitsregeln ab. Es sind dies «detaillierte Normen», die «das ‹richtige Verhalten› eng begrenzen». Sie müssen so beschaffen sein, dass «kluges, auf langfristigen Nutzen bedachtes Eigeninteresse» die «Akzeptanz der Normen, die das korrekte Verhalten definieren», erhöht.[27] In der Tat schenkten die Verantwortlichen der Metzgerkorporation der Kodifizierung der Belange ihres Gewerbes grosse Aufmerksamkeit, wenn auch der Vollzug der Vorschriften manchmal mit grossen Schwierigkeiten verbunden war.[28]

Wenn Zünfte und verwandte Organisationen ihren privilegierten Marktzugang erbittert gegen Konkurrenz verteidigten, diente dies nicht allein gewerblichen Belangen oder der besseren Vermarktung. Vielmehr ersparte es den Korporationsmitgliedern materielle und soziale Kosten, führte durch innere Konkurrenz begründete Spannungen ab und kanalisierte von überhitzten Wachstumsprozessen geschürte Konflikte. Nicht zuletzt deswegen unterhielten die Handwerkervereinigungen ein für damalige Verhältnisse gut ausgebautes Armenwesen. Dieses Engagement ist vor dem Hintergrund der durch Krankheiten, Kriege und Krisen bedingten Unwägbarkeiten frühneuzeitlicher Existenz kaum hoch genug zu veranschlagen, selbst wenn einige disziplinarische Massnahmen und die auf die klassische Armutstypologie (Witwen und Waisen als Hauptbegünstigte) fokussierte Vergabungspraxis aus heutiger Sicht seltsam anmuten.[29]

Schliesslich sollte die symbolisch-kulturelle Dimension korporativer Interessenverbände nicht vergessen werden. Wo immer Zünfte entstanden, bildeten sie den Rahmen für Praktiken der Vergemeinschaftung. Dass zu diesem Zweck Mittel aus

dem kollektiven Vermögen eingesetzt wurden,[30] verweist auf den Stellenwert der Geselligkeit, um innerhalb von merkantil wertvollen Verkehrskreisen zweckdienliche Wertehaltungen zu konsolidieren.

Moralgestützte Kategorien – Vertrauen, Nahrung, Hausnotdurft

Korporative Verbände generierten ein organisatorisches Gefüge und legten damit die institutionelle Grundlage für stabile Interdependenzen. So bereiteten sie den Boden für verlässliche Kooperationsformen in Produktion und Vermarktung. Die entscheidende Funktion von Korporationen bestand darin, dass sie die entscheidende Ingredienz eines erspriesslichen Geschäftslebens, das Vertrauen zwischen den Geschäftspartnern, durch institutionelle Regeln und Abhängigkeiten herstellten. Weil negative Konsequenzen zu gewärtigen hatte, wer gegen den im Verband geltenden Verhaltenskodex verstiess, waren Geschäfte unter Genossen mit weniger Risiken verbunden. Die Tatsache, dass europaweit vergleichbare Strukturen entstanden, deren prioritäre Funktion darin bestand, der ökonomischen Tendenz in Richtung unregulierten Geschäftstreibens einen Grundstock an Berechenbarkeit entgegenzustellen, verweist auf den eminenten Stellenwert des «Vertrauens» für rationales Wirtschaften, wie es eine prosperierende Marktwirtschaft bedingt.
Dies bedenkend, erstaunt es nicht, dass die Metzgerordnungen auf Fragen der Hygiene, der Qualität und des Geschäftsgebarens insistierten, damit minimale Sauberkeitsstandards eingehalten und fair gewogen wurde. Auch der spekulative «Fürkauf» und das preistreiberische Horten von Ware waren verpönt und wurden als Betrug am Kunden über Normen und Sanktionen bekämpft. Diese Massnahmen bezweckten, eine Marktkultur von möglichst grosser Verlässlichkeit zu schaffen. Ins gleiche Kapitel fällt ein obrigkeitlicher Erlass von 1693, der den bernischen Metzgern ein umfassendes Zugrecht gegen fremde Händler bestätigte, gleichzeitig aber festhielt, es dürften nicht nur die besten Stücke abgezogen werden und es sei vor Ort bar zu bezahlen. Dieser Punkt zielte auf die notorisch schlechte Zahlungsmoral einiger einheimischer Fleischhändler. 1619 hatte die Obrigkeit den Viehzüchtern sogar versprochen, zahlungssäumige Metzger künftig einzusperren und so die schnelle Begleichung der Schulden zu erreichen – eine unübliche, drastische Zwangsmassnahme.[31] Derartige Massnahmen künden vom allseitigen Bemühen, in der merkantilen Sphäre mehr «Vertrauen» zu etablieren. Demgegenüber stellt grundsätzliches Misstrauen der Kundschaft gegenüber den Angeboten der Händler das entscheidende Rationalitätskriterium von «Bazarökonomien» dar, wie der Sozialanthropologe *Frank Fanselow* gezeigt hat.[32] Der zentrale Stellenwert des Feilschens erklärt sich daraus, dass der Käufer stets davon ausgehen muss, vom Anbieter hinsichtlich Qualität und Menge der gehandelten Ware getäuscht zu werden. Die Gewinnmargen der Händler

beruhen auf unvollständigen beziehungsweise falschen Informationen. Gegen diese Intransparenz kämpft die Kundschaft mit Feilschen an, denn durch sukzessives Herunterhandeln des Preises soll der tatsächliche Wert ermittelt und das für eine rationale Preisbildung fehlende Wissen kompensiert werden. Nach westlichen Kriterien ist dieses Verfahren zu umständlich, und es bleibt stets ein Rest an Unsicherheit. Auch deshalb durften die städtischen Fleischer bei «ungnad und Straff» nicht eigenmächtig von den vorgegebenen Preisen abweichen.[33]

Nach *Niklas Luhmann* ermöglicht «der Markt» – von Luhmann hier im essentialistischen Begriffsverständnis gedacht – «unpersönliche» Beziehungen. In diesem Sinn erübrigten sich «wechselseitige moralische, die Person bewertende Kontrollen und damit auch ein moralisches Engagement». Weil dem so ist, kommt es aber auf allen Märkten zu «sekundären Personalisierungen». Das heisst, die «Hausfrau kauft bei ‹ihrer› erprobten Marktfrau, die sich um ‹ihre› Kunden besonders bemüht. Auf komplexeren Märkten, an denen nicht mehr Personen, sondern Organisationen tauschen und Personalisierung deshalb nicht möglich ist, treten andere, äquivalente ‹Aufweichungen› an ihre Stelle, vor allem Vereinbarungen zur Einschränkung von Konkurrenz. Mit all dem werden Komplexität und Risiken des Marktes auf praktikable und sichere Formen reduziert.»[34] Wichtigstes Medium zur «Reduktion sozialer Komplexität» ist, um nochmals mit Luhmann zu sprechen, «Vertrauen».[35] Viele Phänomene im heutigen Wirtschaftsleben verdeutlichen die Unentbehrlichkeit von Vertrauen. Drei Beispiele:

1. Der internationale Finanzsektor kam auf dem Höhepunkt der Krise nicht wegen des Zusammenbruchs einiger Grossbanken zum Stillstand. Vielmehr trauten sich die Banker gegenseitig nicht mehr über den Weg, weil das branchenübliche Geschäftsgebaren das Vertrauen in die langjährigen Geschäftspartner untergraben hatte. Die Staatshilfe in Milliardenhöhe ist denn auch in erster Linie als Investition der Gesellschaft in die heruntergewirtschaftete Unternehmenskultur eines Kernsektors der Volkswirtschaft anzusehen. Die Industrienationen konnten nicht anders, als wenigstens ein Minimum an «Vertrauen» wiederherzustellen. Und sei es bloss, dass die Banken für ein paar Wochen davon ausgehen konnten, dass ihre Partnerinstitute wenigstens zwischenzeitlich solvent waren.

2. Die digitalen Marktplätze des 21. Jahrhunderts werden gerne als Beispiele für den umfassenden, globalen, völlig «freien Markt» zitiert. Aber auch wenn das Gegenteil suggeriert wird, kommen die globalen Internetbörsen wie Ebay nicht ohne Vertrauen aus. Sie kontrastieren die weitgehende Anonymität von Anbieter- und Kundschaft durch «Bewertungen», die über die Kundenzufriedenheit Auskunft geben sollen. Potentielle Konsumenten machen ihre Kaufentscheide, mithin die Bereitschaft, für nicht persönlich inspizierte Ware namhafte Beträge an vollkommen fremde Menschen zu transferieren, von einer grundsätzlich positiven Bewertung der Verkaufswilligen durch das Kollektiv abhängig.

3. Vergegenwärtigt man sich die erheblichen Investitionen, die erfolgreiche Geschäftsleute bis in die Gegenwart für guten Leumund und Kredibilität erbringen, wird deutlich, dass westliche Ökonomien ohne ihr wichtigstes Regulativ – das Vertrauen zwischen den Akteuren – nicht funktionieren könnten, weil permanent zu hohe Transaktionskosten anfallen würden.[36] Wenn Vertrauen nicht von korporativen Strukturen gewissermassen institutionell geliefert wird, so müssen es die Marktakteure selber generieren.[37]

Man kann «Vertrauen» als operationalisierte Moral bezeichnen. Damit meine ich, dass das Vertrauen von ökonomischen Akteuren auf der Annahme beruht, dass sich die andere Seite an allgemein akzeptierte Regeln und Verhaltenskodizes halten wird. Auch wenn gegenwärtig im Zusammenhang mit Wirtschaft viel von «Ethik» die Rede ist, sollte der Begriff «Moral» deswegen nicht zu hoch gehängt werden, selbst wenn die Wirtschaft ethische Fragen heutzutage sogar an eigens zu deren Klärung geschaffene und finanzierte Lehrstühle delegiert. Für den Verhaltensforscher *Frans de Waal* besteht vielmehr ein unzertrennlicher Konnex zwischen Moral und materiellem Fortkommen: «Haben oder nicht haben, mit Beschlag belegen, stehlen, Reziprozität, Gerechtigkeit: alles hat mit dem Teilen von Ressourcen zu tun, einem Hauptthema der menschlichen Moral.» Darin schliesst im Hinblick auf ökonomische Handlungen ein simpler Gedanke an: Menschen können sich im Umgang mit Ressourcen helfen oder schaden. Zweifelsohne kann schädliches Verhalten rationalisiert, begründet, ins Positive gedreht oder durch theoretische Verrenkungen von Berufsethikern ins Absurde gewendet oder als Konvention karikiert werden. In Anbetracht des materiellen, sachlich-dinglichen Kerns menschlicher Existenz ist in Alltagssituationen aber den meisten Menschen intuitiv klar, ob eine Handlung dem Gegenüber nützt oder schadet.[38]

Dieses Empfinden müssen die bernischen Schlächter notorisch verletzt haben. Sonst hätten die Metzgerordnungen nicht chronisch moniert, es sei keine «schlechte nachgültige waar in die Schaal zubringen und zuverbrauchen», «unsaubere und mit unrath angefülte Waagschüßlen» dürften nicht benutzt werden, es solle kein «faulfleisch, hirni und dergleichen» in den Schalen kleben bleiben und beim Verkauf «nichts anderes» hineingelegt werden. Und wenn schon Stücke durch Aufblasen grösser gemacht würden, als sie seien, so sei dazu ein Blasebalg zu verwenden. Überhaupt sei die Kundschaft «mit gutem und nicht stinkendem fleisch» zu versorgen.[39] Der Ruf der Metzger war so schlecht, dass ein obrigkeitliches Mandat von 1657 im Introitus selbstverständlich festhielt, sie verfolgten nur «eigennützige vortheile» und hätten nur «übermeßige gewinns- und genoßnemmung» im Sinn.[40]

Der Metzgermeisterschaft gelang es trotz pointierter Gegendarstellungen nicht, ihr negatives Image zu korrigieren.[41] Sie wurde stetig ermahnt, weil einige ihrer Mitglieder ebenso stetig und offensichtlich den Common Sense verletzten. Frühneuzeitliche Marktakteure klagten implizite Normen und ungeschriebene Regeln

bei eklatantem Zuwiderhandeln ein oder setzten sie gleich auf eigene Faust durch. Als theoretisches Leitkonzept und Terminus technicus zur Beschreibung und Reflexion derartiger Interaktionsformen hat sich das von *Edward P. Thompson* geprägte Konzept «moralische Ökonomie» etabliert.[42] In das gleiche Feld fallen die Begriffe «Nahrung» und «Hausnotdurft» – mithin der Stellenwert von «Auskömmlichkeit» –, auf deren eminenten Stellenwert bei der Durchsetzung ökonomischer Interessen im politischen Diskurs *Werner Sombart* und *Renate Blickle* hingewiesen haben.[43] Die verbreitete Vorstellung, Lasten und Nutzen sollten «gerecht» geteilt und niemand solle chronisch übervorteilt werden, motivierte beispielsweise die wiederkehrenden Diskussionen darüber, wie grosse Herden die Metzger auf der Stadtallmende weiden lassen und wo sie die vom burgerlichen Gras fett gewordenen Tiere schlachten durften.[44]

Grundwerte einer moralischen Ökonomie bringt auch die Politik der alteidgenössischen Obrigkeiten im 17. und 18. Jahrhundert zum Ausdruck. Anstatt ihre hegemoniale Stellung über einen sich aus fiskalischer Abschöpfung nährenden Machtapparat zu konsolidieren, pflegten sie seit dem schweizerischen Bauernkrieg von 1653 einen vergleichsweise moderaten Regierungsstil, den Andreas Suter als Paternalismus bezeichnet hat.[45] Die Obrigkeiten bezweckten mit ökonomischen Steuerungsmassnahmen die Berücksichtigung der Begehren möglichst vieler Akteure, wovon sie sich für ihre Herrschaft den grössten legitimatorischen Nutzen versprachen.

Strukturen – Modelle zwischen Mikroökonomie und Makrotheorie

Die bisherigen Abschnitte dieses Beitrags fokussierten auf anthropologische und kulturelle Determinanten des Wirtschaftens. Darüber darf nicht vergessen werden, dass jedes wirtschaftliche System sowie die in ihm vorfindbaren Entfaltungsspielräume individueller und korporativer Akteure von ökonomischen, politisch-rechtlichen, topographisch-räumlichen und demographischen Gegebenheiten definiert werden. Um diesem Sachverhalt gerecht zu werden, müssen zahlreiche Faktoren in die Analyse mit einbezogen werden:

- lokale und überregionale Konjunkturen,
- lokale beziehungsweise regionale Wirtschaftsstruktur,
- für die jeweiligen Wirtschaftssektoren spezifische Gewinnpotentiale sowie der Bedarf an Organisation, Infrastruktur und Kapital,
- verkehrstechnische Erschliessung, überregionale Einbettung lokaler Marktsysteme sowie ihre Anbindung an internationale Handelsströme,
- Sozialprofil der Bevölkerung und dabei namentlich die Verteilung von Reichtum und politischer Macht sowie das numerische Verhältnis zwischen Herrschaftseliten und gewerblichem Mittelstand,

- Grad an herrschaftlichen Eingriffen und Regulation sowie das Ausmass der fiskalischen Abschöpfung,
- verfassungsrechtliche Struktur des für Marktaktivitäten zur Verfügung stehenden Perimeters (Stichwort: Zollschranken),
- strukturelles Gefälle zwischen Zentrum und Peripherie und die Dynamik von Ballungsräumen,
- politisches Arrangement, worunter zum Beispiel lokale Traditionen politischer Partizipation sowie der Fürsorge- und Bürgerrechtspolitik zu verstehen sind.

Nachgerade idealtypisch arbeiten sich Fallstudien aus der Entwicklungsökonomie an diesem Katalog von Strukturfaktoren ab. Wertvolle Anregungen für die vertiefte Auseinandersetzung mit der Eigengesetzlichkeit lokaler Mikroökonomien liefern etwa die Forschungen von *Karl Birkhölzer*, *Marcus Knupp* oder *Helge Schmitz*.[46]
Demgegenüber richten Makrotheorien vorab soziologischer Provenienz den Blick auf übergeordnete Wesenszüge menschlichen Wirtschaftens. Der bereits zitierte *Niklas Luhmann* sieht in «Zahlungen» die Grundoperation jedes Wirtschaftssystems und subsumiert unter diesem Oberbegriff alle Grundbegriffe der Wirtschaftstheorie (Produktion, Tausch, Verteilung, Kapital, Arbeit). «Zahlungen» können verständlich machen, warum Preis und Wert eines Gutes differieren: Während Werte die «gesellschaftliche Relevanz» eines «wirtschaftlichen Geschehens» abbilden, müssen sich die Akteure über Preise erst dann verständigen, wenn für Güter gezahlt werden muss.[47]
Neben den Güter- und Geldströmen fallen für Luhmann auch immaterielle Leistungen unter den Begriff der «Zahlungen», womit sich ein Bogen zum multiplen Kapitalbegriff von Pierre *Bourdieu* schlagen lässt.[48] Die oben beschriebenen Sachverhalte können letztlich als Tausch beziehungsweise Konvertierung von unterschiedlichen Kapitalsorten gedeutet werden. Auch die Handelsaktivitäten der Frühen Neuzeit und das sie konditionierende sozioinstitutionelle Gefüge gehorchten den von Bourdieu skizzierten Modalitäten.
Es wäre reizvoll, die auf Herrschaftslegitimation ausgerichtete paternalistische Marktpolitik der eidgenössischen Obrigkeiten im Licht der Kategorien Luhmanns und Bourdieus zu reflektieren. Anhand eines solchen Ansatzes liesse sich wahrscheinlich nachweisen, dass die alteidgenössische Politik weniger mit Herrschaft als vielmehr mit (umfassend verstandener) Ökonomie zu tun hatte. Die Gemeinwesen investierten generell mehr materielle Ressourcen (Zahlungen) in die ökonomische Sphäre als in den Ausbau des Staats- beziehungsweise Machtapparates. Insofern präsentiert sich eidgenössisches Herrschen als Ressourcenmanagement, wobei die Mächtigen das Ziel verfolgten, trotz Verzicht auf direkte Steuern möglichst viel an ökonomischem, symbolischem und kulturellem Kapital für sich abzuzweigen.[49]
Über die konkrete Lebenswelt ökonomischer Akteure und deren Strategien sowie ihre individuellen Wertehaltungen hinaus weist *Michel Foucault* mit seinem Konzept der «Gouvernementalität». Darunter ist eine aus Institutionen, Verfahren, Analysen und

Reflexionen, Berechnungen und Taktiken gebildete *Totalität* zu verstehen. In seiner Gesamtheit ermöglicht es dieses Instrumentarium, eine «spezifische, wenn auch sehr komplexe Form der Macht auszuüben, die als Hauptzielscheibe die Bevölkerung, als wichtigste Wissensform die politische Ökonomie und als wesentliches technisches Instrument Sicherheitsdispositive hat».[50] Die paternalistische Versorgungspolitik und das obrigkeitliche Bestreben, die Güterzirkulation zum Nutzen möglichst vieler ökonomischer Akteure zu steuern und dazu fallweise protektionistische Schutzmassnahmen oder aber das Spiel der Marktkräfte zu favorisieren,[51] kann als Ausdruck von «Gouvernementalität» verstanden werden. Auch wenn die konkrete Entscheidungsfindung in den Ratsstuben der eidgenössischen Orte möglicherweise mehr den Regeln der «Bazarökonomie» gehorchte, als dass sie sich am Stand des zeitgenössischen Wissens zu Ökonomie, Agrikultur und Medizin orientiert hätte, so sind in vielen der von den Regierenden ergriffenen Massnahmen implizit jene utilitaristischen Intentionen zu erkennen, die nach Foucault die herrschaftliche Logik der Zentralstaaten des frühneuzeitlichen Europas prägten. Insofern trägt sein Universalmodell als Brückenschlag über die historischen Teildisziplinen hinweg zum adäquaten Verständnis der geschilderten Wirtschaftskreisläufe bei.

Handeln und Aushandeln – Marktakteure jenseits klassischer Markttheorie

Gewiss könnten weitere Theorieangebote hinsichtlich ihres Stellenwerts zum besseren Verständnis frühneuzeitlichen Marktgeschehens präsentiert und hinterfragt werden. Allerdings strebt dieser Beitrag keine Vollständigkeit an. Vielmehr ist mir daran gelegen, über die Beschäftigung mit unterschiedlichen Konzepten zu zeigen, dass man historischen Marktakteuren am ehesten gerecht wird, wenn man ihr Denken und Handeln unter Zuhilfenahme eines Verbunds ökonomischer Theorien analysiert. Es gibt keine Metatheorie, auf die wir uns bei der Wahl unserer bevorzugten theoretischen Hilfsmittel abstützen können. Genau deshalb sollten wir unsere analytischen Instrumente, die uns im Forschungsprozess den Rahmen des Denk- und Benennbaren vorgeben, bedachtsam auswählen. Wirtschaftsgeschichte will und soll herausfinden, ob und welche Wechselwirkungen zwischen dem Marktgeschehen einerseits, der geltenden sozialen und herrschaftlichen Logik andererseits bestanden. Nur so lässt sich erklären, wie sich die gesellschaftlichen Akteure und Interessengruppen in Aufwand und Ertrag teilten. Das Kerngeschäft der Wirtschaftspolitik hiess zu allen Zeiten: Verteilen von Kosten und Gewinnen unter konkurrierenden Interessengruppen, in der Frühen Neuzeit genauso wie im 21. Jahrhundert.

Um zu verstehen, welche herrschaftlichen Gefälle und materiellen Abhängigkeiten, kollektiven Wertigkeiten, individuellen Strategien und äusserlichen Sachzwänge das Handeln und Aushandeln bestimmten, empfiehlt es sich, mit mehreren Theorien

zu arbeiten. Nur wenn der Gegenstand von mehreren Seiten ausgeleuchtet wird, verstehen wir, aus welchen Gründen welche Akteure das Gewinnspiel für sich entschieden und an welchen Handlungs- und Denkweisen sie sich dabei orientierten. Der einseitige Fokus auf klassische Markttheorien vermag dies nicht zu leisten. Wir müssen den «Markt» in unseren Analysen als wichtigen Faktor im ökonomischen Geschehen adäquat würdigen. Gleichzeitig sollten wir vom altmodischen Antagonismus Regulierung versus Marktfreiheit Abstand nehmen.

Anmerkungen

1 Beispiele wären: Agrarsubventionen, Importverbote für Medikamente, Stagnation beziehungsweise Blockierung der Verhandlungen zur Liberalisierung des Welthandels, «Abwrackprämien» für Autos in Deutschland als staatliche Stimulation des Konsums etc.

2 Vgl. dazu Kluge, Arnd, *Die Zünfte*, Stuttgart 2007, S. 269.

3 Ehmer, Joseph; Reith, Reinhold, «Märkte im vorindustriellen Europa», in: dies. (Hg.), *Märkte im vorindustriellen Europa* (Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte 2004/2), Berlin 2004, S. 9–24, hier S. 22.

4 Daniel, Ute, «Alte und neue Kulturgeschichte», in: Schulz, Günther et al. (Hg.), *Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Arbeitsgebiete – Probleme – Perspektiven. 100 Jahre Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte*, Stuttgart 2004, S. 345–358, hier S. 358.

5 Sollte der Tagungstitel «Regulierte Märkte» suggerieren wollen, dass unregulierte Märkte existierten, ist zu entgegnen, dass es den «freien Markt», auf dem sich unterschiedliche Anbieter mit gleichen Chancen dem Spiel von Angebot und Nachfrage aussetzen können, realiter nie gab und nie geben wird. Selbst wenn die politischen Institutionen nach ihrem Dafürhalten nicht in die Wirtschaftskreisläufe eingreifen, bewegt sich menschliches Wirtschaften immer innerhalb eines komplexen Gefüges impliziter und expliziter Regeln.

6 Die besagte Veranstaltung startete im Herbstsemester 2008 synchron zum Höhepunkt der Bankenkrise und trug den Titel: «Wird es der Markt richten? Historische Konzepte von politischer Organisation und ökonomischer Steuerung als Alternativen zum real existierenden Kapitalismus?»

7 Dazu mit ausführlichen Quellen- und Literaturangaben bereits erschienen und grundlegend für die folgenden Abschnitte sind Schläppi, Daniel, «Lebhafter Einzelhandel mit vielen Beteiligten. Empirische Beobachtungen und methodische Überlegungen zur bernischen Ökonomie am Beispiel des Fleischmarkts im 17. und 18. Jahrhundert», *Einzelhandel, kulturhistorisch. Traverse* 2005/3, S. 40–53; ders., «Der Lauf der Geschichte der Zunftgesellschaft zu Metzgern seit der Gründung», in: *Der volle Zunftbecher. Menschen, Bräuche und Geschichten aus der Zunftgesellschaft zu Metzgern*, hg. von der Zunftgesellschaft zu Metzgern Bern, Bern 2006, S. 15–199, 302–304, hier S. 55–82, 165–175. In den besagten Texten finden sind zusätzliche empirische Beispiele. Grundlegend für die besagten Darstellungen waren Bestände aus dem Zunftarchiv Metzgern, Burgerbibliothek Bern. Die folgenden Quellenangaben zu diesem Bestand weisen die Bandnummer nach, bei paginierten Bänden zusätzlich Seitenzahlen und schliesslich das Entstehungsjahr des Dokumentes, sofern eine eindeutige Datierung möglich ist.

8 Zum Beispiel geschäftliche und logistische Kooperation städtischer Händler mit ländlichen Produzenten, umstrittene Weiderechte auf Allmenden, Fragen des Kredits und der Zahlungsmoral, lästige Emissionen des Schlachtbetriebs, Hygieneprobleme, Qualitätskontrollen durch Zünfte im Auftrag der Obrigkeiten, unzufriedene Kundschaft usw.

9 Zum Einstieg seien folgende Titel empfohlen: Tschajanow, Alexander, *Die Lehre von der bäuerlichen Wirtschaft. Versuch einer Theorie der Familienwirtschaft im Landbau*, Berlin 1923; ders., «Zur Frage einer Theorie der nichtkapitalistischen Wirtschaftssysteme», in: Schefold, Bertram (Hg.), *Vademecum zu einem russischen Klassiker der Agrarökonomie*, Düsseldorf 1999, S. 140–177 (Erstdruck in: Archiv für Sozialwissenschaften und Sozialpolitik 51/3, Tübingen 1924).

10 Tschajanow, Wirtschaftssysteme (wie Anm. 9), S. 142 f.

11 Wer sich durch Texte von Tschajanow gearbeitet hat, wird über seinen vorwiegend mathematischen Umgang mit einem beinahe unüberschaubaren empirischen Datenmaterial, das aus unzähligen statistischen Erhebungen zur russischen Landwirtschaft gewonnen wurde, gestaunt haben. Ausserdem ist in Tschajanows Arbeiten ein politisch-pragmatischer Impetus spürbar. Auch wenn er im Sowjetsystem später in Ungnade fiel, versuchte Tschajanow mit seinen Untersuchungen zur Produktivitätssteigerung in der russischen Landwirtschaft beizutragen. Es entspricht dem Geist der Planwirtschaft, wenn er darüber reflektiert, wie die Staatsgewalt durch Zwang die Landnutzungsart und die Migrationsbewegungen der Bevölkerung regulieren und damit ins ökonomische Geschehen eingreifen könne. Tschajanow, Wirtschaftssysteme (wie Anm. 9), S. 157.

12 Ebd., S. 145, 147.

13 Tschajanow, Familienwirtschaft (wie Anm. 9), S. 39.

14 Schläppi, Metzgern (wie Anm. 7), S. 65–67.

15 Ebd., S. 56, 72 f.; Zunftarchiv Metzgern (wie Anm. 7), 1, S. 3, 17, 30 f., 36 1665/73; 4, Revidierte Metzgerordnung (n. 1674), Punkte 1–5.

16 Medick, Hans, «Familienwirtschaft als Kategorie einer historisch-politischen Ökonomie. Die hausindustrielle Familienwirtschaft in der Übergangsphase zum Kapitalismus», in: Mitterauer, Michael; Sieder, Reinhard (Hg.), *Historische Familienforschung*, Frankfurt a. M. 1982, S. 271–299, hier S. 278 f., 284, Zitat S. 287. Die angesprochene Thematik ist im Zeitalter der Globalisierung namentlich in den mit Billigprodukten auf den Weltmarkt drängenden Schwellenländern hoch aktuell. Auch diese Volkswirtschaften wachsen dank einem Überangebot an zu unterbezahlter Leistung bereiten Arbeitkräften und der damit einhergehenden Armut breiter Bevölkerungskreise.

17 Schläppi, Metzgern (wie Anm. 7), S. 72, 93–97, 171 Anm. 186, 180 Anm. 294; Zunftarchiv Metzgern (wie Anm. 7), 72, 22. 1. 1780; 1115, S. 4 f., 7, 1777.

18 Groh, Dieter, «Strategien, Zeit und Ressourcen. Risikominimierung, Unterproduktivität und Mussepräferenz – die zentralen Kategorien von Subsistenzökonomien», in: Seifert, Eberhard K. (Hg.), Ökonomie und Zeit, Frankfurt a. M. 1988, 131–188.

19 Schläppi, Metzgern (wie Anm. 7), S. 87, 92; Zunftarchiv Metzgern (wie Anm. 7), 1, S. 55, 1693/94; 12, S. 157–160, 1770. Zur Reduktion der Schlachtbänke zu Beginn der 1770er-Jahre vgl. Zunftarchiv Metzgern, 26, S. 277–280, 323 f., 1770.

20 Haupt, Heinz-Gerhard, «Neue Wege zur Geschichte der Zünfte in Europa», in: *Das Ende der Zünfte. Ein europäischer Vergleich*, hg. von dems. (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 151) Göttingen 2002, S. 9–37, hier S. 9.

21 Weber, Max, *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie*, 5., revidierte Auflage, besorgt von Johannes Winckelmann, Studienausgabe, Tübingen 1980, S. 199.

22 Zit. nach Schläppi, Metzgern (wie Anm. 7), S. 171 Anm. 179.

23 Hinweise auf nächtliche Streifzüge finden sich in Zunftarchiv Metzgern (wie Anm. 7), 1085, Stubenmeisterrechnungen (12) 1689/90, (15) 1708/10, (17) 1712/14, (20) 1718/20, (21) 1730/32, (22) 1748/50, (23) 1752/54, (29) 1766/68, (31) 1772/74, (32) 1774/76.

24 Zunftarchiv Metzgern (wie Anm. 7), 1, S. 3, 1665. Zum Warentransfer unter mehreren Metzgern vgl. Zunftarchiv Metzgern, 1, S. 30, 40, 60, 1665/73/92/1707.

25 Ostrom, Elinor, *Die Verfassung der Allmende, jenseits von Staat und Markt*, übersetzt von Ekkehard Schöller (Die Einheit der Gesellschaftswissenschaften, Bd. 104), Tübingen 1999. Zur heuristischen Operationalisierbarkeit von Ostroms Konzepten für die frühneuzeitliche Schweizer Geschichte vgl. Schläppi, Daniel, «Das Staatswesen als kollektives Gut. Gemeinbesitz als Grundlage der politischen Kultur in der frühneuzeitlichen Eidgenossenschaft», in: Marx, Johannes; Frings, Andreas (Hg.), *Neue politische Ökonomie in der Geschichte* (Historical Social Research, Special issue 32/4), Köln 2007, S. 169–202, hier S. 184–196.

26 Ostrom (wie Anm. 25), S. 37, Zitate S. 115.

27 Ebd., S. 66, 115.

28 Schläppi, Metzgern (wie Anm. 7), S. 80 f.; Zunftarchiv Metzgern (wie Anm. 7), 1, S. 9, 11, 36, 58, 65, 1665/81/96/1720/73; 4, Revidierte Metzgerordnung (n. 1674), Punkt 18; 71, S. 15, 40, 120, 1719/23/34; 141, 1573; 1085, Stubenmeisterrechnung (20) 1718/20, (23) 1752/54.

29 Schläppi, Metzgern (wie Anm. 7), S. 102–105; Zunftarchiv Metzgern (wie Anm. 7), 12, S. 73 f., 86–88, 103 f., 144 f., 224, 1769/75/81; 32, S. 350 f., 1791. Gerade jene Witwen, welche die Meisterstelle von ihren verstorbenen Männern geerbt hatten, zählten gewiss nicht zu den prioritär Bedürftigen. Beinahe an ein Brauchtum gemahnt der karitative Usus, dass das sogenannte Füsslingwerb in der Regel nur von abgezehrten Witwen ausgeübt werden durfte. Dieses «Privileg» gestattete seinen Besitzern, in der Schal Tierfüsse aufzulesen und diese dann selbst auszukochen oder zu verkaufen (vgl. Zunftarchiv Metzgern, S. 37, 1665/73; 71, S. 14, 19, 29, 39, 41, 71, 92, 1719/20/22/23/31).

30 Zur zünftig finanzierten Geselligkeit vgl. Schläppi, Metzgern (wie Anm. 7), S. 57 f., 75–77, 117 f., 166 Anm. 135; Zunftarchiv Metzgern (wie Anm. 7), 12, S. 18–20; 18, S. 263, 1720.

31 Schläppi, Metzgern (wie Anm. 7), S. 59, 167 Anm. 138, 171 Anm. 179; Zunftarchiv Metzgern (wie Anm. 7), 1, S. 50, 54, 1675/93; 17, S. 60, 1669.

32 Vgl. Fanselow, Frank S., «The bazaar economy or how bizarre is the bazaar really?», *Man* 25 (1990), S. 250–265; ders., «Bizarre economies», *Geographical Magazine* 64/5 (1992), S. 16–19.

33 Schläppi, Metzgern (wie Anm. 7), S. 70; Zunftarchiv Metzgern, 1, S. 56, 58, 1696.

34 Luhmann, Niklas, «Wirtschaft als soziales System», in: ders., *Soziologische Aufklärung 1*, 3. Auflage (1. Auflage 1970), Opladen 1972, S. 204–231, hier S. 210. Auch in der «freien Marktwirtschaft» motivieren die einträglichen Geschäfte der Vergangenheit die daran Beteiligten zu weiteren Kooperationen in der Zukunft. Natürlich unterbindet dies den «Wettbewerb», womit das zentrale Kriterium der Marktökonomie nicht mehr erfüllt ist. Allerdings sollte man nicht die ökonomische Logik verkennen, welche die Akteure zu derartigem Verhalten treibt. In der Regel können durch Gegengeschäfte die Transaktionskosten reduziert werden. Jahrelange Businesspartner sind verlässlich, behandeln sich rücksichtsvoll und halten sich in der Preisbildung an moderatere Modalitäten, als sie dies in den Offerten an eine zunächst noch fremde Kundschaft tun würden. Statt unkalkulierbare Risiken einzugehen, verlässt man sich lieber auf positive Erfahrungen und nimmt dafür einen höheren Preis in Kauf.

35 Luhmann, Niklas, *Vertrauen. Ein Mechanismus der Reduktion sozialer Komplexität*, Stuttgart 1968, S. 37 f., 53, 59, 62, 65 f.; vgl. dazu zuletzt Schläppi, Daniel, «Höflichkeit als Schmiermittel des Staatsapparates und kommunikativer Kitt in republikanisch verfassten Gemeinwesen der alten Eidgenossenschaft», in: Engel, Gisela et al. (Hg.), *Konjunkturen der Höflichkeit in der Frühen Neuzeit* (Zeitsprünge. Forschungen zur Frühen Neuzeit 13, Heft 3/4), Frankfurt a. M. 2009, S. 274–299, hier S. 286–290.

36 Nach Homann, Karl; Lütge, Christoph, *Einführung in die Wirtschaftsethik* (Einführungen. Philosophie, Bd. 3), Münster 2004, S. 110 f., stellt Reputation «ein Kapital dar, das man nicht leichtfertig aufs Spiel setzen wird». Unternehmen halten «bestimmte moralische Grundsätze wie Integrität oder Fairness auch bei Gelegenheit zu opportunistischem Verhalten durch, um dieses Kapital nicht der Erosion preiszugeben. Reputation gleicht so einem Pfand» der Unternehmen zuhanden der Umwelt. So sei seit längerem bekannt, dass «Vertrauen Transaktionskosten spart». Kern des Vertrauens sei ein «reziproker Altruismus», wobei der Begriff «Altruismus» nicht meint, dass es keine Gegenleistung gebe, sondern lediglich, dass Leistung und Gegenleistung zeitlich und sachlich entkoppelt und nicht vertraglich abgesichert sind.

37 Gute Geschäfte gehorchen nicht der Logik des besseren Argumentes. Sie bedürfen vielmehr konkreter menschlicher Interaktion als Fundament für Vertrauen. Nicht umsonst fliegen Heerscharen von Geschäftsleuten über die Ozeane, um irgendwo auf dem Globus potentielle Partner zu treffen. Über physische Präsenz und ritualisierte Praktiken wie gemeinsames Essen und Trinken kommt man offensichtlich besser ins Geschäft. Auch wenn alle erfolgreichen Kaufleute rechnen und rational denken können, fällen sie wichtige Entscheide nie allein nach Vernunftkriterien. Wie könnte es sonst Hochstapler und angesehene Milliardenbetrüger geben?

38 Waal, Frans de, *Der Affe in uns. Warum wir sind, wie wir sind*, München, Wien 2005, S. 261 f., 264 f.

39 Zur Bedeutung der «Manipulation der Ware» für frühneuzeitliche Märkte vgl. Groebner, Valentin, Ökonomie ohne Haus. Zum Wirtschaften armer Leute in Nürnberg am Ende des 15. Jahrhunderts, Göttingen 1993, S. 111 f.

40 Schläppi, Metzgern (wie Anm. 7), S. 56f.

41 Zunftarchiv Metzgern (wie Anm. 7), 32, S. 451, 1792; 1115, o. S., Abschrift der zweiten Gegendarstellung der Gesellschaft zu Schmieden, 1777.

42 Thompson, Edward P., «Die ‹moralische Ökonomie› der englischen Unterschichten im 18. Jahrhundert», in: ders., *Plebejische Kultur und moralische Ökonomie. Aufsätze zur englischen Sozialgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts*, Frankfurt a. M., Berlin, Wien 1980, S. 67–130.

43 Blickle, Renate, «Hausnotdurft. Ein Fundamentalrecht in der altständischen Ordnung Bayerns», in: Birtsch, Günter (Hg.), *Grund- und Freiheitsrechte von der ständischen zur spätbürgerlichen Gesellschaft*, Göttingen 1987, 42–64; Sombart, Werner, *Der moderne Kapitalismus. Historisch-systematische Darstellung des gesamteuropäischen Wirtschaftslebens von seinen Anfängen bis zur Gegenwart*, 3 Bände, München etc. 1916. Es ist evident, dass die beiden Begriffe als Chiffren für eine standesgemässe Lebensführung standen und deshalb zwingend zum Gegenstand politischer Kontroversen werden mussten, wie Brandt, Robert; Buchner, Thomas (Hg.), *Nahrung, Markt oder Gemeinnutz. Werner Sombart und das vorindustrielle Handwerk*, Bielefeld 2004, verdeutlicht haben.

44 Schläppi, Metzgern (wie Anm. 7), S. 59.

45 Suter, Andreas, *Der schweizerische Bauernkrieg von 1653. Politische Sozialgeschichte – Sozialgeschichte eines politischen Ereignisses*, Tübingen 1997; Pfister, Ulrich, «Politischer Klientelismus in der frühneuzeitlichen Schweiz», *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte* 42 (1992), S. 28–68, hat auf einen weiteren Aspekt hingewiesen, der die herrschaftlichen und ökonomischen Strukturen der alten Eidgenossenschaft massgeblich prägte, die Patronage.

46 Birkhölzer, Karl, «Formen und Reichweite lokaler Ökonomien», in: Ihmig, Harald (Hg.), *Wochenmarkt und Weltmarkt. Kommunale Alternativen zum globalen Kapital*, Bielefeld 2000, S. 56–88; Knupp, Marcus, *Wochenmärkte in Jemen. Ein traditionelles Versorgungssystem als Indikator gesellschaftlichen Wandels* (Kölner geographische Arbeiten, Bd. 75), Köln 2001; Schmitz, Helge, «Marktringe und Händlerverhalten im Norden Marokkos und die Theorie periodischer Märkte», in: Gormsen, Erdmann (Hg.), *Periodische Märkte in verschiedenen Kulturkreisen* (Mainzer geographische Studien, Bd. 21), Mainz 1982, S. 41–47. Vgl. zu dieser Thematik Schläppi, Daniel, «Mehrdimensionale Räume als heuristische Modelle zur Beschreibung und Analyse der Marktchancen von Kleinproduzenten in Geschichte und Gegenwart». Raumkonzepte in den Sozialwissenschaften, *Transeo* 3 (2010), S. 1–15.

47 Luhmann, Niklas, *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, Frankfurt a. M. 1988, S. 54.

48 Bourdieu, Pierre, «Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital», in: Kreckel, Reinhard (Hg.), *Soziale Ungleichheiten* (Soziale Welt, Sonderband 2), Göttingen 1983, S. 183–198.

49 Schläppi (wie Anm. 25), S. 181, 187.

50 Foucault, Michel, *Geschichte der Gouvernementalität I. Sicherheit, Territorium, Bevölkerung*, Vorlesung am Collège de France 1977–1978, hg. von Michael Sennelart, aus dem Französischen von Claudia Brede-Konersmann und Jürgen Schröder, Frankfurt a. M. 2004, S. 162.

51 Schläppi, Einzelhandel (wie Anm. 7), S. 48–50.